

- Persistenter Identifier:** 1571051867188_1979
- Titel:** ARCH+ : Zeitschrift für Architekten, Stadtplaner, Sozialarbeiter und kommunalpolitische Gruppen
- Ort:** Stuttgart
- Datierung:** 1979
- Strukturtyp:** volume
- Lizenz:** [Rechte vorbehalten - Freier Zugang](#)
- PURL:** https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1571051867188_1979/1/
-
- Abschnitt:** Die Darstellung räumlicher und sozialer Grenzen im Gastritual
- Autor:** Schiffauer, Werner
- Strukturtyp:** article
- Lizenz:** [Rechte vorbehalten - Freier Zugang](#)
- PURL:** https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1571051867188_1979/194/LOG_0076/

Die Darstellung räumlicher und sozialer Grenzen im Gastritual

Der Fremde, der einen anatolischen Bauern besucht, zieht beim Betreten des Hauses seine Schuhe aus und begibt sich zum „oda“, dem Zimmer, in dem Gäste empfangen werden. Er tritt ein und grüßt die anwesenden Männer: „*Selamüleykum*“, sie antworten: „*aleykum selam*“. Der Gastgeber erhebt sich, gibt dem Gast die Hand: „*Hos geldin*“ – „Du kommst zur Freude“ und der Gast antwortet: „*Hos bulduk*“ – „Ich habe die Freude gefunden“. ¹ Auch die anderen Gäste haben sich erhoben und bieten dem Fremden einen Platz auf dem Divan an, der seiner Stellung entspricht. Die besten Plätze sind Eckplätze an der Wand. So gruppieren sich die Männer mit dem Kommen jedes neuen Gastes um, und ihre Sitzordnung gibt ihre Rangordnung nach Alter und Einfluß wieder, dem Fremden allerdings wird ein besonderer Platz zugestanden. Wenn alle wieder Platz genommen haben, beginnt eine neue Runde der Begrüßung. Nacheinander richtet sich jeder der Männer leicht auf, legt die Hand ans Herz und grüßt den Fremden: „*Merhaba, Ali Bey*“, und dieser antwortet: „*Merhaba Yusuf Bey*“. Der Gastgeber bietet ihm nun Kölnisch Wasser an, der Gast läßt es sich in die hohle Hand träufeln und verteilt es über Stirne, Haare und Nacken. Bonbons und Zigaretten werden angeboten. Etwas später wird Tee gereicht, auch hier bekommt der höchste Gast als erster, dann die anderen entsprechend ihrer Bedeutung. Die Regel verlangt vom Gast nach zwei Gläsern den Löffel quer über das Glas zu legen und damit zu symbolisieren, daß es genug sei.

Dann wird das Essen gebracht. Die Männer setzen sich um ein Tuch auf dem Boden, bedecken mit ihm die Füße. Der Haushaltsvorstand verteilt Brot und stellt nacheinander die Schüsseln mit dem Essen in die Mitte des Tuchs. Der Besuch endet damit, daß der Gast um die Erlaubnis bittet, gehen zu dürfen. Der Gastgeber begleitet ihn bis zur Tür des Hauses, einen Dorffremden bis zur Dorgrenze. Dort verabschiedet sich der Gast mit: „*Allah ismarladyk*“ – „Gott befohlen“ und der Gastgeber wünscht ihm: „*Güle, güle*“, daß alles lachend, mit Lachen sich vollende.

Das Gastritual dient der Bewältigung des Problems, das die Anwesenheit eines Fremden im eigenen Bereich schafft, eines Problems, das seine Ursache in der strikten Trennung hat, die die bäuerliche türkische Kultur zwischen dem Bereich Innen, dem Bereich der Familie (*aile*), räumlich dem des Hauses, und dem Bereich Außen, dem Bereich der *umma*, der Gemeinde der Gläubigen trifft. Diese Trennung der Bereiche wird im Begriff der Ehre (*namus*) gedacht. Die Ehre eines Mannes wird befleckt, wenn jemand die

Grenzen seiner Sphäre verletzt, sich den Frauen des Hauses nähert oder jemanden, der zum Haus gehört, angreift. Die Ehre gebietet dann das Einstehen füreinander, die Vergeltung.

Die Bedeutung dieses Ehrbegriffs erschließt sich, wenn man die Stellung der Familie im Dorf betrachtet.

Sie ist dort eine von anderen Familien weitgehend unabhängige Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft, die Beziehungen in ihr sind dauerhaft, von Solidarität und Autorität geprägt. Im Gegensatz dazu sind die Beziehungen nach Außen ständig im Fluß, man achtet auf Gleichheit und strikte Reziprozität. Den ganz Fremden kann man betrügen und muß damit rechnen, von ihm betrogen zu werden. Die staatlichen Instanzen sind schwach repräsentiert, nur bei seiner Familie findet der Einzelne Schutz und Rückhalt. Der Ehrbegriff beschreibt diese Erfahrung einer Gesellschaft, die auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruht, in der das Einstehen für die eigene Gruppe lebensnotwendig ist.

Der Bereich des Innen, der Familie, ist also klar von dem Außen geschieden. Wenn die Grenze verletzt wird, sagt man: Die Ehre ist „befleckt“ (*lekelenmis*), benutzt also die Metapher des Schmutzes, um das Überschreiten der Bereiche, ihr Verwischen auszudrücken. Auch Schmutz ist ja ein Verwischen von Grenzen, der Staub auf der Straße stört uns nicht, solange er dort bleibt und nicht in die Küche getragen wird, d.h. solange die Bereiche sauberlich geschieden sind. ²

Daß die Aufnahme des Fremden in den eigenen Bereich ein Problem ist, wird deutlich. Auch der Gast überschreitet die Grenze von Außen nach Innen. Er ist der Fremde im eigenen Haus, im eigenen Bereich, er befindet sich an einem Ort, wo er im Grunde nicht hingehört, eine Eigenschaft, die er mit dem Schmutz teilt. Reinigungsriten sind nötig. Der Gast zieht beim Betreten des Hauses die Schuhe aus, mit denen er tatsächlich und metaphorisch das Haus beschmutzen würde. Er bekommt Kölnisch Wasser auf die Hand geträufelt und reinigt sich Stirne, Nacken und Haare. Die eigentümliche Affinität von Schmutz und Sakralem, ³ die beide jenseits der menschlichen Ordnung liegen, mag begründen, daß diese Riten religiösen Riten ähneln, dem Ausziehen der Schuhe beim Betreten der Moschee und den Waschungen vor dem Gebet. Sie mag auch begründen, warum Gastfreundschaft als heilig gilt. ⁴

Die Reinigungsrituale drücken einerseits die Grenze zwischen Außen und Innen aus, andererseits wird die Grenze jedesmal, wenn das Ritual praktiziert wird, wieder ausgedrückt und neu errichtet. Das Ritual bestimmt den Bereich des Hau-

ses als einen besonderen, abgeschiedenen Bereich. Es ist auffallend, wie schnell gerade diese Aspekte des Gastrituals im städtischen Kontext beliebig werden, zum Brauch werden, den man zwar praktizieren, ebensogut aber auch fallen lassen kann.

Tatsächlich verliert im städtischen Kontext das Außen, das Fremde viel von seiner Bedrohlichkeit. Dem Fremden steht man nicht mehr in einer von Gegenseitigkeit bestimmten Beziehung gegenüber, sondern ist mit ihm durch Klassensituation und funktionale Abhängigkeit verbunden. Damit wird die Schärfe der Grenze hinfällig und Reinigungsrituale nicht mehr unbedingt erforderlich.

Die asymmetrischen Begrüßungsformeln definieren eindeutig die Situation, stellen klar, wer Gastgeber und wer Gast ist. Die Regel verlangt, daß diejenigen, die zu einer Gruppe hinzustoßen, zuerst grüßen, unabhängig von ihrem Alter und Rang. Sie grüßen: „*Selam aleykum*“, man antwortet: „*Aleykum selam*“, und ein zweites Mal wird die respektive Position geklärt, wenn der Gastgeber sagt: „*Hos geldin*“ – „Du kommst zur Freude“ und sie antworten: „*Hos bulduk*“ – „Wir haben die Freude gefunden“.

Die Bedeutung dieser Formeln wurde mir in einer Situation klar, die nicht so eindeutig durch den räumlichen Kontext definiert war, wie die oben beschriebene. Ich hatte Gäste in dem von mir im Dorf gemieteten Haus eingeladen und empfing sie, wie es vom Gastgeber verlangt wird, mit: „*Hos geldin*“. – Sie zögerten und antworteten dann, statt mit „*Hos bulduk*“ – „Ich habe die Freude gefunden“, mit einer Wiederholung der ersten Phrase, sagten: „Auch du kommst zur Freude“ und brachten damit zum Ausdruck, daß nicht sie, sondern ich der eigentliche Gast des Dorfes sei. Auch im Restaurant wird streng darauf geachtet, wer der Gastgeber und wer der Gast ist. Diese Unterscheidung ist bedeutsam, denn im Gastritual wird die egalitäre, immer aber auch von Konflikt bedrohte Beziehung zweier Männer temporär umgewandelt in die ungleiche Beziehung von Gastgeber und Gast, in der Konflikte ausgeschlossen sind. ⁵ Der Gastgeber darf bewirten, er bringt den Gast in seine Schuld (*borc*) und gewinnt an Ansehen (*seref*). Beziehungen zwischen Gleichen werden geschlossen durch temporäre Ungleichheit. Den Tee, die Zigaretten oder das Essen eines Mannes abzulehnen, hieße eine Beziehung zu ihm abzulehnen. ⁶ „Man kann sein Essen nicht berühren“, sagt man über jemand, zu dem man jeden Kontakt abgebrochen hat. Es wird darauf geachtet, daß jedem Besuch ein Gegenbesuch folgt, so daß jeder Gastgeber ist. ⁷

Wenn der Gast auch dem Gastgeber verpflichtet ist, so wird ihm doch gleichzeitig Achtung eingeräumt. Die Stellung des Gastes ist bestimmt von einer grundsätzlichen Ambivalenz. Sie ist weder gleich, er läßt sich ja bewirten und steht damit in Schuld, noch ist er ungleich, wie etwa die Beziehung zwischen Vater und Sohn ungleich ist. Die Ambivalenz wird auch ausgedrückt, indem sowohl asymmetrische Begrüßungsfor-

meln als auch symmetrische — das *Merhaba* — ausgetauscht werden.

Wenn der Gast das Haus betritt, werden die Grenzen, die zwischen dem Innen und Außen gezogen sind, im Haus selber wieder errichtet. Je fremder der Gast, desto höher ist der Rang, der ihm eingeräumt wird, desto rigider wird aber auch die Grenze im Haus gezogen. Am deutlichsten ist dies am Essen beobachtbar. Der Fremde wird ausschließlich im „*oda*“ empfangen, dem öffentlichen, männlichen Teil des Hauses. Er bekommt die Frauen, die sich in die Küche, den weiblichen Teil, zurückziehen und dort das Essen zubereiten, kaum zu Gesicht. Allenfalls wird er kurz von der Frau des Haushaltsvorstandes begrüßt, undenkbar aber ist, daß er die jungen Frauen, die Töchter und Schwiegertöchter sieht oder gar mit ihnen spricht. Wenn die Frauen mit dem Bereiten des Essens fertig sind, bringen sie es nur bis zur Schwelle des Gastzimmers, dort nimmt es der Sohn in Empfang. Ebenso wie die Grenzen der Bereiche von Mann und Frau akzentuiert werden, wird der Unterschied von Vater und Sohn betont. Es ist ungehörig, für den Sohn zu sprechen, wenn der Gast anwesend ist, er gehorcht schweigend den Befehlen des Vaters. Wenn ein Fremder das Haus betritt, betont die Familie also die Unterschiede zwischen den Geschlechtern und Generationen, betont, daß die Beziehungen in ihr von Achtung (*saygi*) und Scham (*utanc*) bestimmt sind. Sie stellt sich — auch hier wird die Metapher gebraucht — als „saubere“ Familie dar, in der jeder seinen Bereich kennt, die Unterschiede zwischen den Positionen nicht verwischt sind. Je fremder der Gast ist, desto notwendiger sind, wie wir gehört haben, Reinigungsrituale, desto notwendiger ist auch die Wahrung der Grenze im Haus.

Es war aufschlußreich zu beobachten, wie sich im Verlauf meines fünfmonatigen Aufenthalts im Dorf der Status des völlig Fremden verlor. Mit der Zeit wurde der bevorzugte Platz in der Ecke des Divan anderen eingeräumt, denen er nach Alter und Rang mehr zustand. Gleichzeitig wurden die Grenzen im Haus des Gastgebers weniger betont. Die Frauen kamen ins Zimmer, stellten selber das Essen ab. Ältere Frauen gesellten sich gelegentlich zu den Unterhaltungen, wenn sie auch immer noch außerhalb des Kreises der Männer saßen. Schließlich wurde ich sogar wie ein Verwandter in der Küche empfangen, der Domäne der Frau. Je vertrauter der Gast, desto weniger bedrohlich ist sein Überschreiten der Grenzen, desto weniger bedarf es auch der Wiedererrichtung der Grenzen innerhalb des Hauses.

In dem Referat versuchte ich zu zeigen, wie in einem alltäglichen Ritual die Grenzen zwischen Außen und Innen, dem Bereich der Gemeinde und dem des Hauses, der Familie, besonders der Frau ausgedrückt, damit aber immer wieder bestätigt und neu errichtet werden. Im Ritual wird dargestellt, daß der Raum des Hauses ein eigenständiger Bereich ist, in dem spezifische Regeln gelten. Im

städtischen Kontext erhalten die Rituale mit der Aufhebung der rigiden Trennung von Innen und Außen den Charakter des Beliebigem. Man wird aufgefordert, die Schuhe anzubehalten, die asymmetrischen Begrüßungsformeln gelten als bäuerlich und antiquiert, sie werden durch symmetrische ersetzt. Innerhalb des Hauses verwischen sich die Grenzen von Küche und Gastzimmer.

Anmerkungen

- 1) Diese Begrüßung wird auch dann vollzogen, wenn Gastgeber und Gast sich schon außerhalb des Hauses getroffen und gemeinsam das Haus betreten haben.
- 2) Vgl.: DOUGLAS, M., 'Purity and Danger. An analysis of the concepts of pollution and taboo', London 1966, S. 2.

Andrea Petersen

Mögliche Auswirkungen der Migration

Ich möchte noch einige Vermutungen darüber anfügen, in welcher Weise sich die sozialen Beziehungen und die Arbeitssituation türkischer Frauen im Verlauf der Emigration verändern könnten.

Türkische Bäuerinnen verbringen in der Regel ihr ganzes Leben in ein und demselben Dorf und innerhalb dieses Dorfes vor allem in zwei Häusern, dem ihrer Eltern und dem ihres Mannes. Dementsprechend ist die Zahl der Personen, mit denen sie ein Leben lang fast jeden Tag umgehen, begrenzt. Die wenigen Männer, zu denen sie Beziehungen haben, sind ihr Ehemann, Verwandte oder Angehörige desselben Haushaltes. Der Kreis von Frauen, mit denen sie arbeiten und reden, ist etwas größer; er umfaßt außer den Angehörigen ihres Haushaltes die Frauen in der Nachbarschaft. Mit der Heirat wird die Frau in den Haushalt ihres Mannes aufgenommen. Ihre Beziehungen erleben damit eine grundsätzliche Umgestaltung. Sie verläßt den Kreis ihres Elternhauses und wird im Kreis der Frauen des neuen Haushaltes aufgenommen.

In der BRD verändert sich die Situation. Hier leben die Frauen meist nur mit ihrem Mann und ihren Kindern, von denen einige oft in der Türkei bei Verwandten zurückbleiben oder nur kürzere Zeit hier mit ihren Eltern verbringen. Die Kontakte zu der weiteren Verwandtschaft und den ehemaligen Nachbarinnen sind unterbrochen. Die Vielzahl der von Frauen verrichteten häuslichen Arbeiten reduziert sich, da Lebensmittel und Kleidung gekauft werden und Strom und fließend Wasser die Hausarbeit erleichtern. Zudem verringert sich die Zahl der Personen, die zu versorgen sind. Die verbliebenen Hausarbeiten werden von den Frauen meist einzeln, d.h. nicht mehr im Zusammenhang mit anderen Frauen verrichtet. Dabei könnte die Befreiung von einer Vielzahl oft sehr mühseliger Arbeiten durchaus entlastend sein, ginge sie

- 3) DOUGLAS, M., Purity ... a.a.O. S. 7 ff.
- 4) Wiederholt begründeten die Bauern die Gastfreundschaft mit dem zekat, dem rituell vorgeschriebenen Jahresalmosen, also einer religiösen Pflicht. PITT-RIVERS, J., 'The fate of Shechem or The Politics of Sex, Essays in the Anthropology of the Mediterranean', Cambridge 1977, S. 99 ff. diskutiert ausführlich den Zusammenhang von Gastfreundschaft und Sakralem.
- 5) PITT-RIVERS, J., The Fate ..., a.a.O. S. 102
- 6) Vgl.: SAHLINS, M.D., 'On the Sociology of Primitive Exchange', in: BANTON, M. (Hrsg.), 'The Relevance of Models for Social Anthropology', ASA Monograph 1, London 1965.
- 7) Vgl. auch BOURDIEUS Analysen zum „Spiel von Herausforderungen und Erwidern von Herausforderung“ in: BOURDIEU, P., 'Entwurf einer Theorie der Praxis', Ffm 1976, S. 15 ff. wie auch seiner Untersuchung des „symbolischen Kapitals“ ebda, S. 335 ff.

nicht mit einer Entleerung des Hauses von vielfältigen und differenzierten sozialen Beziehungen einher.

Im Bereich außerhalb des Hauses sind die Veränderungen noch entscheidender. Gab es im Dorf in der Öffentlichkeit Orte, die den Frauen vorbehalten oder wenigstens zugänglich waren, so beginnt hier die Öffentlichkeit — und damit die Sphäre der Männer — bereits an der Wohnungstür. Da es hier keine Geschlechtertrennung gibt und damit in der Öffentlichkeit keine getrennten Räume vorgesehen sind, sind die Frauen viel mehr als in der Türkei ans Haus gebunden, wenn sie die Grenze zu fremden Männern aufrecht erhalten wollen. Auch die Arbeit außerhalb des Hauses bietet kaum Möglichkeiten zu Kontakten. Nur in seltenen Fällen können am Arbeitsplatz oder auf dem Weg dorthin dauerhafte Beziehungen zu anderen türkischen Frauen angeknüpft werden. Aber selbst in diesen Fällen ist es kaum möglich, daß die Frauen einander besuchen. Gewichtiger als die großen räumlichen Entfernungen zwischen den Wohnungen und die wenige Zeit, die den Frauen aufgrund der Doppelbelastung bleibt, dürfte sein, daß sie — anders als die Männer — nicht allein fremde Familien besuchen können, da sie leicht in den Ruf der Unehrenhaftigkeit kämen.

Der untrennbare Zusammenhang von Arbeit und Interaktion im anatolischen Dorf ist in Deutschland aufgehoben. Die Arbeitsbedingungen in der Fabrik oder an anderen Arbeitsplätzen schließen eine Kommunikation weitgehend aus, und die Hausarbeit wird isoliert verrichtet. Neben den Kindern bleibt für die Frauen oft nur der Ehemann als Gesprächspartner und Bezugsperson. Damit werden die Beziehungen zu ihm zunehmend wichtig. Die eingeschränkte Kommunikation mit anderen Frauen mag ein wesentlicher Auslöser von Heimweh und psychischen Störungen sein.